

UEBERREUTER

C. S. Lewis

- DIE CHRONIKEN VON -

NARNIA

Band 3



Der Ritt nach Narnia

C. S. Lewis

Der Ritt nach Narnia

Aus dem Englischen übersetzt von
Wolfgang Hohlbein und Christian Rendel

ueberreuter

Über dieses Buch

Ein wilder Galopp in die Freiheit

NARNIA ... Heimat der sprechenden Tiere... wo sich eine düstere Verschwörung zusammenbraut und eine große Aufgabe wartet.

Auf ihrer verzweifelten Flucht vor Sklaverei und Entbehrung treffen sich ein einsamer Junge und ein vorwitziges Pferd. Sie suchen ein besseres Leben, doch sie finden sich bald mitten in einem schrecklichen Kampf wieder. Ein Kampf, der über ihr Schicksal und das Schicksal ganz Narnias entscheiden wird.

... [mehr von Narnia!](#)

Für David und Douglas Gresham

Inhalt

Wie Shasta sich auf den Weg machte

Ein Abenteuer am Wegesrand

Vor den Toren Tashbaans

Shasta begegnet den Narnianen

Prinz Corin

Shasta bei den Gräbern

Aravis in Tashbaan

Im Hause des Tisrocs

Durch die Wüste

Der Einsiedler der Südmark

Der unwillkommene Weggefährte

Shasta in Narnia

Die Schlacht von Anvard

Wie Bree ein weiseres Pferd wurde

Rabadash der Lächerliche

Wie Shasta sich auf den Weg machte

Dies ist die Geschichte eines Abenteuers, das sich in Narnia und Kalormen und den Ländern dazwischen zutrug, im Goldenen Zeitalter, als Peter Hochkönig in Narnia war und sein Bruder und seine beiden Schwestern als König und Königinnen unter ihm herrschten.

In jenen Tagen lebte weit im Süden in Kalormen an einer kleinen Meeresbucht ein armer Fischer namens Arsheesh, und bei ihm lebte ein Junge, der ihn Vater nannte. Der Junge hieß Shasta. An den meisten Tagen fuhr Arsheesh in seinem Boot hinaus zum Fischen, und am Nachmittag spannte er seinen Esel vor einen Karren, belud den Karren mit Fischen und fuhr etwa eine Meile nach Süden ins Dorf, um sie zu verkaufen. Hatte er viel verkauft, so war er einigermaßen gut gelaunt, wenn er nach Hause kam, und ließ Shasta in Ruhe; doch wenn er wenig verkauft hatte, fand er immer etwas an ihm auszusetzen und schlug ihn manchmal sogar. Irgendetwas auszusetzen gab es immer, denn Shasta hatte viele Arbeiten zu verrichten: Er flickte und wusch die Netze, kochte das Essen und putzte die Hütte, in der sie beide wohnten.

Alles, was südlich von seinem Zuhause lag, interessierte Shasta nicht, denn er war schon hin und wieder mit Arsheesh im Dorf gewesen und wusste, dass es dort nichts besonders Interessantes zu sehen gab. Im Dorf hatte er nur andere Männer getroffen, die genauso waren wie sein Vater

- Männer mit langen, schmutzigen Gewändern und Holzschuhen, die an der Spitze nach oben gebogen waren, mit Turbanen auf den Köpfen und Bärten; sie redeten mit schleppender Stimme über Sachen, die sich langweilig anhörten. Doch für alles, was im Norden lag, interessierte er sich sehr, weil dort nie jemand hinging und er selbst auch nicht dorthin durfte. Wenn er vor der Tür saß und die Netze flickte und ganz allein war, spähte er oft sehnsüchtig in Richtung Norden. Zu sehen war dort nichts, nur ein grasbewachsener Hang, der zu einem geraden Kamm anstieg, und dahinter der Himmel und vielleicht ein paar Vögel.

Manchmal, wenn Arsheesh zu Hause war, fragte Shasta: »O mein Vater, was liegt hinter diesem Hügel dort?« Und wenn der Fischer dann schlechte Laune hatte, gab er Shasta eine Ohrfeige und sagte ihm, er solle sich um seine Arbeit kümmern. Und wenn er friedlich gestimmt war, sagte er: »O mein Sohn, lass dich nicht von müßigen Fragen ablenken. Denn einer unserer Dichter sagte: ›Fleißige Arbeit ist die Wurzel des Wohlstandes, doch wer nach Dingen fragt, die ihn nichts angehen, lenkt das Schiff der Torheit auf den Felsen der Mittellosigkeit.«

Shasta hatte den Verdacht, dass sich hinter dem Hügel dort ein köstliches Geheimnis befinden musste, das sein Vater vor ihm verbergen wollte. In Wirklichkeit aber redete der Fischer nur so, weil er keine Ahnung hatte, was im Norden lag. Es war ihm auch gleichgültig. Er war ein sehr praktisch denkender Mann.

Eines Tages kam aus dem Süden ein Fremder, der anders aussah als alle Männer, die Shasta je zuvor gesehen hatte. Er ritt auf einem kräftigen gescheckten Pferd mit fließender Mähne und wehendem Schweif, und seine Steigbügel und sein Zaumzeug waren mit Silber besetzt. Aus der Mitte seines seidenen Turbans ragte die Spitze seines Helms hervor, und er war mit einem Kettenhemd bekleidet. An seiner Seite hing ein Krummsäbel; ein runder Schild, mit

Messingbuckeln verziert, hing auf seinem Rücken, und mit der rechten Hand umklammerte er eine Lanze. Sein Gesicht war dunkel, aber das überraschte Shasta nicht, da in Kalormen alle Leute so aussahen; verblüffend fand er nur den Bart des Mannes, der hochrot gefärbt und gelockt war und vor duftendem Öl schimmerte. Arsheesh jedoch erkannte an dem Gold, das der Fremde an seinem bloßen Arm trug, dass er ein Tarkaan war, ein hoher Herr, und er fiel vor ihm auf die Knie und verneigte sich, bis sein Bart den Erdboden berührte, und gab Shasta Zeichen, ebenfalls niederzuknien.

Der Fremde verlangte Gastfreundschaft für die Nacht, was der Fischer ihm natürlich nicht abzuschlagen wagte. Das Beste, was sie hatten, wurde dem Tarkaan zum Essen vorgesetzt (der nicht viel davon hielt), und Shasta wurde, wie immer, wenn der Fischer Besuch hatte, mit einem Kanten Brot aus der Hütte geschickt. Bei diesen Gelegenheiten schlief er meistens bei dem Esel in dem kleinen strohgedeckten Stall. Heute jedoch war es noch viel zu früh zum Schlafengehen, und Shasta, der nie gelernt hatte, dass es ungehörig ist, an der Tür zu lauschen, setzte sich hin, legte das Ohr an einen Spalt in der Holzwand der Hütte und hörte zu, was die Erwachsenen zu reden hatten. Und was er hörte, war dies.

»Und nun, o mein Gastgeber«, sagte der Tarkaan, »habe ich die Absicht, dir deinen Knaben abzukaufen.«

»O mein Meister“, erwiderte der Fischer (und an seinem schmeichelnden Ton glaubte Shasta den gierigen Ausdruck zu erkennen, den sein Gesicht bei diesen Worten annahm), »welcher Preis könnte Euren Knecht, so arm er auch ist, je dazu bewegen, sein einziges Kind, sein eigen Fleisch und Blut, in die Sklaverei zu verkaufen? Hat nicht einer unserer Dichter gesagt: ›Natürliche Zuneigung ist stärker als Suppe und Nachwuchs kostbarer als Karfunkel?«

»Ganz recht«, erwiderte sein Gast ungerührt. »Doch ein anderer Dichter hat auch gesagt: ›Wer den Klugen zu

täuschen versucht, entblößt schon seinen Rücken für die Peitsche.« Besudle nicht deine welken Lippen mit Unwahrheiten. Dieser Knabe ist offenkundig nicht dein Sohn, denn deine Wange ist so dunkel wie meine, doch der Junge ist hell und weiß wie die verfluchten, aber schönen Barbaren, die im fernen Norden hausen.«

»Wie treffend ist doch das Dichterwort«, antwortete der Fischer, »dass man Schwerter mit Schilden abwehren kann, das Auge der Weisheit aber jede Rüstung durchdringt! Wisset also, o mein hoch zu fürchtender Gast, dass ich meiner großen Armut wegen nie geheiratet und kein Kind habe. Doch im selben Jahr, in dem der Tisroc (möge er ewig leben) seine erhabene und segensreiche Herrschaft antrat, in einer Nacht, da der Mond im vollen Rund stand, gefiel es den Göttern, mich meines Schlummers zu berauben. Darum erhob ich mich von meinem Bett in dieser Baracke und trat hinaus an den Strand, um mich am Anblick des Wassers und des Mondes und am Atemhauch der kühlen Luft zu erquicken. Und alsbald hörte ich ein Geräusch wie von Rudern, das sich mir übers Wasser näherte, und dann etwas wie einen schwächlichen Schrei. Und kurz darauf trieb die Flut ein kleines Boot an Land, in dem sich nichts befand außer einem Mann, ausgezehrt von schrecklichem Hunger und Durst, der offenkundig erst vor wenigen Augenblicken gestorben war (denn er war noch warm), einem leeren Wasserschlauch und einem Kind, das noch lebte. »Ohne Zweifel«, sprach ich, »sind diese Unglücklichen dem Untergang eines großen Schiffes entronnen, doch die Götter haben in ihrer wundersamen Weisheit beschlossen, dass der Ältere hungern sollte, um das Kind am Leben zu halten, und in Sichtweite des rettenden Landes zugrunde ging.« Da ich also daran dachte, dass die Götter niemals denen den Lohn versagen, die sich der Verzweifelten annehmen, und von Mitleid getrieben war (denn Euer Knecht ist ein Mann von weichem Herzen) –«

»Spar dir all die unnützen Worte zu deinem Eigenlob«, unterbrach der Tarkaan. »Mir reicht es zu wissen, dass du das Kind zu dir nahmst – und dir sein tägliches Brot durch seine Arbeit zehnfach vergelten ließest, wie jeder sehen kann. Und nun nenne mir ohne Umschweife den Preis, den du für ihn verlangst, denn ich bin deiner Geschwätzigkeit müde.«

»Ihr selbst habt in Eurer Weisheit gesagt«, antwortete Arsheesh, »dass die Arbeit des Knaben für mich von unschätzbarem Wert war. Dies muss bedacht werden, wenn ich einen Preis festsetze. Denn wenn ich den Knaben verkaufe, muss ich zweifellos einen anderen kaufen oder in Dienst nehmen, der seine Arbeit tut.«

»Ich gebe dir fünfzehn Kreszente dafür«, sagte der Tarkaan.

»Fünfzehn!«, rief Arsheesh mit einer Stimme, die zwischen einem Jammern und einem Aufschrei lag. »Fünfzehn! Für die Stütze meines Alters und die Labsal meiner Augen! Habt Respekt vor meinem grauen Bart, auch wenn Ihr ein Tarkaan seid. Mein Preis ist siebzig.«

An diesem Punkt stand Shasta auf und schlich sich auf Zehenspitzen davon. Er hatte genug gehört, denn er hatte die Männer im Dorf schon oft beim Feilschen erlebt, und wusste, wie das gemacht wurde. Ganz sicher würde Arsheesh ihn schließlich für erheblich mehr als fünfzehn und erheblich weniger als siebzig Kreszente verkaufen, aber er und der Tarkaan würden Stunden brauchen, um sich auf einen Preis zu einigen.

Ihr dürft nicht denken, Shasta hätte sich nun so gefühlt, wie ihr oder ich uns fühlen würden, wenn wir gerade mit angehört hätten, wie unsere Eltern darüber reden, uns als Sklaven zu verkaufen. Zum einen war sein Leben sowieso schon kaum besser als Sklaverei; es mochte sogar durchaus sein, dass der vornehme Fremde auf seinem mächtigen Pferd ihn freundlicher behandeln würde als Arsheesh. Zum anderen hatte die Geschichte, wie er selbst in dem Boot

gefunden worden war, ihn mit Erregung und einem Gefühl der Erleichterung erfüllt. Er hatte es nie vermocht, den Fischer zu lieben, so sehr er sich auch bemühte, und das hatte ihn oft bekümmert, denn er wusste, dass ein Junge seinen Vater lieben sollte. Und nun war er offenbar gar nicht mit Arsheesh verwandt. Das nahm ihm eine schwere Last von der Seele. »Wer weiß, wer ich in Wirklichkeit bin!«, dachte er. »Vielleicht bin ich ja selbst der Sohn eines Tarkaans – oder der Sohn des Tisrocs (möge er für immer leben) – oder der eines Gottes!«

Er stand draußen auf der Grasfläche vor der Hütte, während er dies dachte. Es wurde rasch dämmrig, und hier und da zeigte sich schon ein Stern, doch im Westen war immer noch der letzte Rest des Sonnenuntergangs zu sehen. Nicht weit von ihm entfernt stand das Pferd des Fremden lose an einen Eisenring in der Wand des Eselsstalles gebunden und graste. Shasta schlenderte zu ihm hinüber und tätschelte ihm den Hals. Es fuhr fort, das Gras aus dem Boden zu rupfen, und nahm keine Notiz von ihm.

Dann kam Shasta ein anderer Gedanke in den Sinn. »Ich frage mich, was dieser Tarkaan wohl für ein Mann ist«, sagte er laut vor sich hin. »Es wäre großartig, wenn er nett wäre. Manche Sklaven in den Häusern hoher Herren haben fast gar nichts zu tun. Sie tragen schöne Kleider und bekommen jeden Tag Fleisch zu essen. Vielleicht nimmt er mich mit in den Krieg und ich rette ihm in einer Schlacht das Leben, und dann schenkt er mir die Freiheit und nimmt mich an Sohnes statt an und schenkt mir einen Palast und einen Streitwagen und eine Rüstung. Es könnte aber auch sein, dass er ein furchtbar grausamer Mann ist. Vielleicht schickt er mich in Ketten zum Arbeiten auf die Felder. Wenn ich es bloß wüsste! Wie kann ich es herausfinden? Ich wette, das Pferd hier weiß es. Wenn es mir nur etwas darüber sagen könnte!«

Das Pferd hatte den Kopf gehoben. Shasta streichelte seine seidenweiche Nase und sagte: »Ich wünschte, du könntest sprechen, alter Junge.«

Und dann glaubte er einen Augenblick lang zu träumen, denn das Pferd sagte zwar leise, aber ganz deutlich: »Aber das kann ich doch.«

Shasta starrte ihm in die großen Augen, und seine eigenen Augen wurden vor Staunen fast ebenso groß.

»Wie hast *du* denn sprechen gelernt?«, fragte er.

»Pst! Nicht so laut«, erwiderte das Pferd. »Wo ich herkomme, können fast alle Tiere sprechen.«

»Woher kommst du denn?«, fragte Shasta.

»Aus Narnia«, antwortete das Pferd. »Aus dem glücklichen Land Narnia – Narnia mit den Bergen voller Heide und den Tälern voller Thymian, Narnia mit den vielen Flüssen, den feuchten Senken, den moosigen Höhlen und den tiefen Wäldern, durch die die Hammerschläge der Zwerge hallen. Oh, süße Luft von Narnia! Eine Stunde dort zu leben ist besser als tausend Jahre in Kalormen.« Es endete mit einem Wiehern, das sich genau wie ein Seufzen anhörte.

»Wie bist du hierhergekommen?«, fragte Shasta.

»Entführt«, sagte das Pferd. »Oder gestohlen oder gefangen genommen – wie immer du es nennen willst. Ich war damals noch ein Fohlen. Meine Mutter warnte mich davor, auf den südlichen Hängen umherzustreifen, nach Archenland und noch weiter, aber ich wollte nicht auf sie hören. Und bei der Mähne des Löwen, ich habe teuer für meine Dummheit bezahlt. All die Jahre war ich ein Sklave der Menschen, musste meine wahre Natur verheimlichen und so tun, als wäre ich stumm und ohne Verstand wie *ihre* Pferde.«

»Warum hast du ihnen nicht gesagt, wer du bist?«

»Weil ich so dumm nun auch wieder nicht bin, darum. Hätten die erst einmal gemerkt, dass ich sprechen kann, so hätten sie mich auf den Jahrmärkten zur Schau gestellt und

mich strenger bewacht denn je. Dann wäre jede Aussicht auf Flucht dahin gewesen.«

»Und wieso –«, fing Shasta an, aber das Pferd unterbrach ihn.

»Pass auf«, sagte es, »wir dürfen unsere Zeit nicht mit müßigen Fragen vergeuden. Du willst etwas über meinen Herrn wissen, den Tarkaan Anradin. Nun, er ist grausam. Zu mir nicht so sehr; ein Streitross ist zu teuer, als dass man es ganz schlecht behandeln könnte. Aber für dich wäre es besser, noch heute Nacht tot umzufallen, als morgen ein menschlicher Sklave in seinem Haus zu sein.«

»Dann laufe ich lieber davon«, sagte Shasta und wurde ganz bleich.

»Ja, das wäre besser«, sagte das Pferd. »Aber warum läufst du nicht mit mir davon?«

»Willst du denn auch davonlaufen?«, fragte Shasta.

»Ja, wenn du mitkommst«, antwortete das Pferd. »Das ist die Gelegenheit für uns beide. Weißt du, wenn ich ohne einen Reiter davonlaufe, sagt jeder, der mich sieht: ›Ein streunendes Pferd!‹, und ist sofort hinter mir her, so schnell er kann. Mit einem Reiter habe ich eine Chance. So kannst du mir helfen. Umgekehrt wirst du nicht sehr weit kommen mit deinen zwei komischen Beinchen (was haben Menschen doch für lächerliche Beine!), ohne dass man dich einholt. Auf mir dagegen kannst du jedes andere Pferd in diesem Land hinter dir lassen. Übrigens, du weißt doch wohl, wie man reitet?«

»O ja, natürlich«, sagte Shasta. »Zumindest bin ich schon auf dem Esel geritten.«

»Auf dem *was?*«, gab das Pferd mit einem höchst verächtlichen Schnauben zurück. (Das war es zumindest, was es hatte sagen wollen. Aber es klang eher wie ein Wiehern – »Auf dem wa-ha-ha-ha-ha.« Die Aussprache sprechender Pferde wird immer sehr pferdig, wenn sie wütend sind.)

»Mit anderen Worten«, fuhr es fort, »du kannst also *nicht* reiten. Das ist ein Nachteil. Ich werde es dir unterwegs beibringen müssen. Wenn du nicht reiten kannst, kannst du wenigstens herunterfallen?«

»Herunterfallen kann doch jeder«, erwiderte Shasta.

»Ich meine, kannst du herunterfallen und wieder aufstehen, ohne zu weinen, und wieder aufsitzen und noch einmal herunterfallen und trotzdem keine Angst vor dem Herunterfallen haben?«

»Ich – ich werd's versuchen«, sagte Shasta. »Armes Tierchen«, sagte das Pferd in freundlicherem Ton. »Ich habe ganz vergessen, dass du ja noch ein Fohlen bist. Wir werden schon noch einen vorzüglichen Reiter aus dir machen. Und nun – wir dürfen nicht aufbrechen, ehe die beiden in der Hütte eingeschlafen sind. In der Zwischenzeit können wir Pläne schmieden. Mein Tarkaan ist unterwegs nach Norden in die große Stadt, nach Tashbaan selbst und an den Hof des Tisrocs –«

»Sag mal«, warf Shasta in etwas schockiertem Ton ein, »müsstest du nicht ›Möge er ewig leben‹ sagen?«

»Wieso?«, fragte das Pferd. »Ich bin ein freier Narniane. Wieso sollte ich dann reden wie Sklaven und Dummköpfe? Ich will nicht, dass er ewig lebt, und ich weiß, er wird auch nicht ewig leben, ob ich es will oder nicht. Und wie ich sehe, kommst du auch aus dem freien Norden. Also lassen wir dieses südländische Gerede, du und ich! Aber zurück zu unseren Plänen. Wie gesagt, mein Mensch war auf dem Weg nach Norden in Richtung Tashbaan.«

»Heißt das, wir sollten besser nach Süden reiten?«

»Ich glaube nicht«, sagte das Pferd. »Weißt du, er denkt ja, ich sei stumm und ohne Verstand wie seine anderen Pferde. Wenn ich das tatsächlich wäre, würde ich mich, sobald ich mich losgerissen hätte, auf den Weg nach Hause zu meinem Stall und meiner Koppel machen; zurück zu seinem Palast, zwei Tagesreisen südlich von hier. Dort wird er nach mir suchen. Dass ich allein weiter nach Norden

ziehe, darauf käme er im Traum nicht. Und überhaupt, wahrscheinlich wird er denken, jemand aus dem letzten Dorf habe ihn durchreiten sehen, sei uns bis hierher gefolgt und hätte mich gestohlen.«

»Oh, hurra!«, rief Shasta. »Dann gehen wir nach Norden. Ich habe mich schon mein ganzes Leben lang danach gesehnt, nach Norden zu gehen.«

»Natürlich hast du das«, sagte das Pferd. »Das liegt an dem Blut in deinen Adern. Ich bin sicher, du bist ein waschechter Nördler. Aber nicht so laut. Ich nehme an, sie werden jetzt bald schlafen.«

»Besser, ich schleiche mich zurück und sehe nach«, schlug Shasta vor.

»Gute Idee«, sagte das Pferd. »Aber lass dich nicht erwischen.«

Inzwischen war es viel dunkler und ganz still geworden bis auf das Geräusch der Wellen am Strand, das Shasta kaum bemerkte, weil er es Tag und Nacht gehört hatte, seit er sich erinnern konnte. In der Hütte war kein Licht zu sehen, als er näherkam. Er lauschte an der Vorderseite. Kein Laut war zu vernehmen. Dann ging er herum zum einzigen Fenster, und dort hörte er nach einigen Augenblicken das vertraute, pfeifende Schnarchen des alten Fischers. Komischer Gedanke, dass er es nie wieder hören würde, wenn alles gut ging. Shasta hielt die Luft an und wurde fast ein wenig wehmütig, wenn auch längst nicht so wehmütig, wie er froh war. Er glitt über das Gras davon und ging zum Eselsstall, tastete sich daran entlang zu der Stelle, wo der Schlüssel versteckt war, wie er wusste, öffnete die Tür und fand den Sattel und das Zaumzeug des Pferdes, die dort für die Nacht eingeschlossen worden waren. Er beugte sich vor und küsste den Esel auf die Nase. »Tut mir leid, aber dich können wir nicht mitnehmen«, sagte er.

»Da bist du ja endlich«, sagte das Pferd, als er zu ihm zurückkehrte. »Ich habe mich schon gefragt, was aus dir geworden ist.«

»Ich habe deine Sachen aus dem Stall geholt«, erwiderte Shasta. »Kannst du mir sagen, wie ich sie anbringe?«

Ganz vorsichtig, damit nichts klimperte, machte sich Shasta an die Arbeit und hatte für die nächsten Minuten allerhand zu tun, während das Pferd ihm Anweisungen gab wie: »Zieh den Gurt etwas fester«, oder »Weiter unten findest du eine Schnalle«, oder »Die Steigbügel wirst du ein ganzes Stück kürzer machen müssen.« Als alles fertig war, sagte es:

»So, die Zügel brauchen wir, damit es echt aussieht, aber du wirst sie nicht benutzen. Binde sie am Sattelknauf fest; aber ganz locker, damit ich meinen Kopf bewegen kann, wie ich will. Und vergiss nicht – fass sie nicht an.«

»Wozu sind sie denn dann gut?«, fragte Shasta.

»Normalerweise sind sie dazu da, mich zu führen«, erwiderte das Pferd. »Aber da ich vorhabe, auf dieser Reise selbst die Führung zu übernehmen, lässt du bitte deine Hände bei dir. Und noch etwas. Ich will nicht, dass du mir in die Mähne greifst.«

»Aber hör mal«, flehte Shasta. »Wenn ich mich weder an den Zügeln noch an deiner Mähne festhalten darf, woran soll ich mich dann festhalten?«

»Du hältst dich mit deinen Knien fest«, sagte das Pferd. »Das ist das Geheimnis eines guten Reiters. Du kannst meinen Leib mit den Knien umklammern, so fest du willst; setz dich gerade auf, kerzengerade; lass die Ellbogen angelegt. Ach, übrigens, was hast du eigentlich mit den Sporen gemacht?«

»Die habe ich mir natürlich an die Fersen geschnallt«, sagte Shasta. »So viel verstehe ich schon davon.«

»Dann kannst du sie gleich wieder abnehmen und in die Satteltasche stecken. Vielleicht können wir sie verkaufen, wenn wir nach Tashbaan kommen. Fertig? Dann kannst du ja jetzt aufsitzen, denke ich.«

»Uff! Du bist aber schrecklich hoch«, keuchte Shasta nach seinem ersten erfolglosen Versuch.

»Ich bin ein Pferd, das ist alles«, war die Antwort. »So, wie du dich beim Hochklettern anstellst, würde jeder denken, ich wäre ein Heuhaufen! So, schon besser. Und jetzt setz dich *aufrecht* hin und denk an das, was ich dir über deine Knie gesagt habe. Ist schon lustig – da habe ich Kavallerieattacken angeführt und Rennen gewonnen, und jetzt sitzt mir so einen Kartoffelsack wie du im Sattel! Aber sei's drum, auf geht's.« Sein Kichern hörte sich nicht unfreundlich an.

Und es begann ihre nächtliche Reise wirklich mit großer Umsicht. Zuerst ging es von der Fischerhütte direkt nach Süden bis zu dem kleinen Fluss, der dort ins Meer mündete, und achtete darauf, im Schlamm ein paar deutlich sichtbare Hufspuren zu hinterlassen, die nach Süden wiesen. Doch sobald sie die Furt bis zur Mitte durchquert hatten, wandte es sich stromaufwärts und watete, bis sie etwa hundert Meter weiter landeinwärts waren als die Hütte. Dann suchte es sich ein schön steiniges Uferstück, wo keine Abdrücke zu sehen sein würden, und stieg an der nördlichen Seite wieder heraus. Dann ging es, immer noch im Schritt, nach Norden, bis die Hütte, der eine Baum, der Eselsstall und der Fluss – also alles, was Shasta je gekannt hatte – im grauen Dunkel der Sommernacht außer Sicht verschwanden. Sie waren bergauf gegangen und hatten nun die Kuppe des Bergkammes erreicht – jenes Kammes, der bisher immer die Grenze der Welt gewesen war, die Shasta kannte. Was vor ihm lag, konnte er nicht sehen, außer dass es eine freie, grasbewachsene Fläche war. Sie schien unendlich zu sein; wild und einsam und frei.

»Großartig!«, bemerkte das Pferd. »Hier lässt es sich herrlich galoppieren, was?«

»Oh, bitte nicht«, sagte Shasta. »Noch nicht. Ich weiß noch nicht, wie – bitte, Pferd. Ich kenne noch gar nicht deinen Namen.«

»Breehy-hinny-brinny-hoohy-hah«, sagte das Pferd.

»Das kann ich im Leben nicht aussprechen«, erwiderte Shasta. »Darf ich dich einfach Bree nennen?«

»Nun, das musst du wohl, wenn du es nicht besser kannst«, sagte das Pferd. »Und wie soll ich dich nennen?«

»Ich heiße Shasta.«

»Hm«, machte Bree. »Na, das ist doch mal ein Name, der *wirklich* schwer auszusprechen ist. Aber zurück zum Galoppieren. Das ist viel einfacher als Traben, wenn du weit, wie es geht, denn du brauchst nicht immer im Sattel auf- und abzustiegen. Klammere dich mit den Knien fest und schau geradeaus zwischen meinen Ohren hindurch. Sieh nicht auf den Boden. Falls du glaubst, du fllst, klammere dich einfach fester und setz dich aufrechter hin. Fertig? Na dann: auf nach Narnia in den Norden!«